

Jüdische Text-Architekturen

Räume, Plätze und Architekturen des Jüdischen in der Literatur. Online-Anthologie

Martin Cohens „Ein Streifzug durch die deutschen Großgemeinden von Hamburg“, Israelitisches Familienblatt 32 (1930), Nr. 47, vom 20.11.1930

Datum	20.11.1930
Ort	<u>Freie und Hansestadt Hamburg</u>
Quellenart	Text
Urheber_in	Martin Cohen
Bewahrende Institution	<u>Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg. Sammlung Judaica</u>
Quellenbeschreibung und Interpretation	<u>„jüdische Reminiszenzen, die der Erwähnung bedürfen“ – Martin Cohens „Ein Streifzug durch die deutschen Großgemeinden von Hamburg“, Israelitisches Familienblatt 32 (1930), Nr. 47, vom 20.11.1930 (Sonja Dickow-Rotter)</u>

Quellenbeschreibung

Am 20. November 1930 veröffentlichte der 25-jährige Martin Cohen (1905–1962), Rabbinersohn aus einer Altonaer sefardischen Familie, seinen „Streifzug durch die deutschen Großgemeinden von Hamburg“. Der Artikel erschien im Israelitisches Familienblatt XXXII, Nr. 47 als Bericht in einer Reihe, die über die verschiedenen Großgemeinden in Deutschland in den Jahren 1930 und 1931 veröffentlicht wurde. Der knapp eine Seite füllende, dreispaltig gedruckte Bericht beschreibt wichtige jüdische Gebäude und Orte der Hansestadt wie Synagogen, Beträume, Schulen, Wohnstifte und Logen in der Hamburger Neustadt, auf St. Pauli, in der Hafengegend und dem Grindelviertel und geht auf deren historische und zeitgenössische Besonderheiten ein. Die mit dem Groß-Hamburg-Gesetz der Nationalsozialisten von 1937 hinzugekommenen Stadtteile Altona, Wandsbek und Harburg finden keine Erwähnung. Das Israelitische Familienblatt richtete sich an ein jüdisches Lesepublikum, dem Cohen mit seinem Artikel Aspekte der jüdischen Stadtgeschichte Hamburgs vermitteln wollte.

[Weiterlesen >](#)

Transkript

[1 : [10]]

Ein Streifzug durch die deutschen Großgemeinden

[Beginn Spaltensatz]

v. Hamburg

„Der ist durchs Steintor gekommen“, sagte einst der Hamburger Jude, und meinte damit seinen Glaubensgenossen aus Berlinoder „Hinter-Berlin“. Das Steintor und alle anderen Tore der Stadt, an die nur noch Straßennamen erinnern, sind längst verschwunden. Es ist nicht mehr so leicht zu erraten, woher der Reisende kommt. Der Hauptbahnhof, ein Ziel internationaler Linien, ist heute das Eingangstor Hamburgs vom Festland her. In seiner Nähe ist das Steintor, das noch eine andere Erinnerung in dem jüdischen Reisenden wachruft. Die früheren Stadttore befanden sich in der Stadtmauer, die für die Juden Hamburgs eine besondere Bedeutung hatte, weil sie den Eruw darstellte, jene symbolische Umzäunung einer jüdischen Stadt, die das Tragen am Sabbath ermöglicht. Die eigentliche jüdische Stadt aber war viel kleiner als der Bezirk, den die Stadtmauer umgrenzte. Ein Ghetto hat es in Hamburg zwar nie gegeben, aber nur ein Stadtteil war den Juden zur Ansiedlung überlassen, die sogenannte Neustadt. Die ersten Juden, die sich um 1580inHamburg niederließen, waren spanische und portugiesische Flüchtlinge, welche als Katholiken (Marannen) auch in anderen Stadtteilen Niederlassungsmöglichkeiten hatten.

Um vom Hauptbahnhof aus ins alte jüdische Zentrum zu gelangen, geht man durch die Mönckebergstraße über den Rathausmarkt zum Mönkedamm. Schon auf diesem Wege findet man jüdische Reminiszenzen, die der Erwähnung bedürfen. Wir sehen am Speersort das alte Gebäude des Johanneums (früher Gelehrtenschule, jetzt humanistisches Gymnasium), in dem die Staats- und Universitätsbibliothekuntergebracht ist. Diese Bibliothek enthält eine sehr reich-

haltige hebräische Bücher- und Handschriftensammlung. Ihre Entstehung verdankt diese Sammlung dem Vater der jüdischen Bücherkunde, dem christlichen Professor Joh. Chr. Wolf (1683 —1739, Lehrer der orientalischen Sprachen und Rektor des Johanneums zu Hamburg). Die Sammlung wurde vergrößert und erhielt einen wertvollen Zuwachs durch die Einverleibung der Bibliothek des Hamburger jüdischen Büchersammlers Dr. H. B. Levy (1900). Die Handschriften, die von dem berühmten Bibliographen Moritz Steinschneider katalogisiert wurden (Hamburg 1878), ebenso die wertvollen Bücherbestände leisten der Wissenschaft des Judentums große Dienste.

Auf unserem Wege in das ehemalige jüdische Zentrum finden wir rechts von der Mönckebergstraße die Raboisen, wo sich von 1793 bis 1808 die Würtzersche Schule für arme jüdische Knaben befunden hat. Eine Gründung der Freimaurer-Loge, die es sich zur Aufgabe gestellt hatte, unter den Juden für Aufklärung zu sorgen. Wir gehen über den Rathausmarkt, an der Börse vorbei, wo, wie Heinrich Heine sagt, »unsere Väter so redlich als möglich gehandelt und gewandelt« und wo »Bancos Geist seinen Spuk getrieben«.

Dann kommen wir zum Mönkedamm, wo um 1610 die reichen portugiesischen Juden mehrere Häuser besaßen. Die Häuser waren aber meist auf den Namen christlicher Bürger in das Grundbuch eingetragen. Dem bekannten Arzt und Gelehrten Rodrigo de Castro war es ausnahmsweise gestattet, wegen »dero in dieser Stadt und der Gemeinde viele lange Jahre hero geleisteten getreuen Dienste und Aufwartungen« sein von ihm selbst am Neuen Wall erbautes Haus auf seinen eigenen Namen eintragen zu lassen. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts wohnten die Portugiesen am Rödingsmarkt, Mühlenbrücke, Bohnenstraße und vor dem Dammtor und Bleichen, jedoch wurde den Juden später die Niederlassung in diesen Straßen beschränkt.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts ließen sich

die ersten deutschen Juden in Hamburg nieder, zunächst als »Dienstboten der Juden portugiesischer Nation«, die über die Ansiedlung der Neuankömmlinge aus Mitteleuropa, Polen und Litauen strenge Überwachung ausübten. Jetzt erweiterte sich das Wohngebiet der Juden über die Straßen Alterwall, Neuer Steinweg, Elbstraße, Hütten, Mühlenstraße, Kohlhöfen. Durch den Brand Hamburgs im Jahre 1842 sind ganze Straßenzüge niedergelegt worden, wodurch viele der historischen Stätten verloren gingen. Von den Patrizierhäusern eines Texeira, eines de Castro, Abensur und viele andere haben wir nur noch durch Grundbücher Kenntnis. Ganze Straßennamen sind verschwunden, vor allem der historische Dreckwall, eine Straße schöneren Namens konnte man für die nicht gern gesehenen jüdischen Einwanderer wohl nicht finden. So schwer Hamburg auch von der Brandkatastrophe betroffen wurde, ergab sich aus ihr für das Stadtbild eine Veränderung zum Guten. An die Stelle der engen und ungesunden Quartiere traten schöne und breite Straßen und Anlagen, deren Großzügigkeit für das heutige Stadtbild Hamburgs charakteristisch ist. Ein Opfer des Brandes wurden auch die ersten Synagogen. Groß sind diese Gotteshäuser nicht gewesen, weil der fanatische Klerus die Juden zwang, in kleinen Betstuben ihre Gebete zu verrichten, so daß, wie „Glückel von Hameln“ sich ausdrückt, „man in diese Schülcher kriechen mußte“.

Gehen wir jetzt durch diese Gegend, so finden wir nur noch spärliche Reste des einst hier blühenden jüdischen Lebens. Was der Brand verschont hatte,

[Ende Spaltensatz]

[Beginn Spaltensatz]

ist der Verständnislosigkeit des 19. Jahrhunderts gegenüber kulturhistorischen Denkmälern zum Opfer gefallen. Vor allem die herrliche Synagoge der deutschen Juden in der Elbstraße, die 1788 von Sonnin, dem Erbauer der Michaeliskirche, errichtet worden war. Die deutschen Juden bildeten in Hamburg infolge komplizierter politischer Verhältnisse drei Gemeinden, eine Hamburger, eine Altonaer und eine Wandsbeker.

Die Synagoge in der Elbstraße war die größte innerhalb der 3 Gemeinden und wurde „Altonaer Schul“ genannt. Der Karrenhandel, der heute noch in der Elbstraße blüht, ist der ganze Rest eines einst hier florierenden jüdischen Kleinhandels, der im Volksmunde „die Judenbörse“ genannt wurde. Aus jüngerer Zeit, nämlich aus dem 19. Jahrhundert, stammen die drei in dieser Gegend noch existierenden Gotteshäuser: Die 1859 erbaute Synagoge am Kohlhöfen, die der Deutsch-Israelitischen Gemeinde gehört. In der Marcusstraße befindet sich die 1855 errichtete Synagoge der Portugiesisch Jüdischen Gemeinde, die durch ihren orientalischen Charakter in Stil und Farben wie eine morgenländische Pflanze auf abendländischem Boden einsam im Verborgenen blüht. Von historischer Bedeutung ist das 1843 erbaute Gotteshaus des Israelitischen Tempelverbandes, die einzige Synagoge Hamburgs, in der sich eine Orgel befindet. Der Tempel ist durch die Männer, die an ihm gewirkt, wie durch die Bewegung, die er hervorgerufen, ein Markstein in der Geschichte des modernen Judentums.

Am Neuen Steinweg finden wir, hinter Häusern verborgen, einen Friedhof, der während der Belagerung Hamburgs durch die Franzosen im Jahre 1814 angelegt wurde, mit der Bestimmung, daß nach Abzug der Besatzung die Leichen nach dem Friedhof in Altona, wo sich die Friedhöfe der portugiesischen und Deutschen Juden befanden, überführt werden sollten. Zu dieser geplanten Exhumierung ist es aber nicht gekommen. In den Häusern, die dem Friedhof am Neuen Steinweg vorgelagert sind, befand sich die älteste Synagoge der deutschen Juden, die 1654 errichtet wurde.

Charakteristisch für das Stadtbild Hamburgs, speziell des jüdischen Hamburgs, sind die zahlreichen Wohnstifte, von denen ca. 17 jüdischen Ursprungs sind. Verlassen wir das ehemalige jüdische Zentrum in der Richtung nach St. Pauli, so finden wir am Großneumarkt, Schlachterstraße und am Neuen Steinweg vier Häuser, deren Aufschriften jüdische Namen als Stifter von Freiwohnungen angeben. Wir gelangen auf den Zeughausmarkt, wo sich seit 1832

die frühere „Israelitische Freischule“ befand. Eine Gründung der Tempel-Kreise, die durch ihren späteren Leiter, Dr. Anton Réé, zu großer Blüte gelangt ist.

Als „Stiftungsschule von 1815“ existiert diese ursprünglich zur Simultanschule bestimmte Anstalt fort, hat aber allmählich ihren jüdischen Charakter verloren. Ein Fiasko mußte der Gleichberechtigungskampf erleiden, wo es sich um kulturelle Gleichmacherei handelte. Sinnvoller dürfte die sich unterhalb des Bismarck-Denkmal am Hafentor befindliche „Stiftung zum An denken an die Gleichberechtigung der Israeliten von 1876“ erscheinen, die der sozialen Annäherung der Konfessionen gewidmet war.

Der Stadtteil St. Pauli blieb den Juden bis ins 19. Jahrhundert zur Ansiedlung versperrt, im Gegensatz zu dem Stadtteil St. Georg, der ihnen offen stand, aber von ihnen niemals in größerer Zahl bewohnt worden ist. Einer besseren Zeit gehört die Stiftung Salomon Heines, eines Onkels des Dichters Heinrich Heine, an, das Krankenhaus der Deutsch-Israelitischen Gemeinde in der Eckernförderstraße. Zu ihm hin führt die Heinestraße, benannt nach dem großzügigen Stifter. Die Hamburger Juden hatten bis zu seiner Errichtung im Jahre 1841 sich mit sehr unzulänglichen Krankenheimen begnügt, die im jüdischen Volksmund „Hekdisch“ (vom hebr. kodausch = heilig) genannt wurden. Diese Heime waren so armselig, daß man das Wort „Hekdisch“ zerlegte in: „Hier können Dalfonim (arme Leute) scharben.“ An diesen Volkswitz knüpfte Heinrich Heines ein geistvolles Gedicht an, des Titels „Das neue israelitische Hospital zu Hamburg“. Salomon Heines „tat, was eben tunlich“, wie sein Neffe sagt. Das Heinesche Krankenhaus war bei seiner Gründung das schönste und modernste der Zeit und erfreut sich heute noch einer großen Beliebtheit bei Juden und Christen. Die an ihm wirkenden Ärzte erfreuen sich großen wissenschaftlichen Rufes.

Einen wenig angenehmen Eindruck macht die mittelalterlich anmutende Einrichtung eines Hauses für „Judenmission“ in der Eimsbüttelerstraße. Das

Geld, das einst Sklavenhändler auf ihrem Totenbette testierten, um sich dafür im Jenseits loszukaufen, dürfte im 20. Jahrhundert bessere Verwendungsmöglichkeiten finden.

Der Weg von St. Pauli aus ins neue jüdische Zentrum führt über das Holstentor durch die Carolinenstraße, wo sich die Mädchenschule der Deutsch-Israelitischen Gemeinde befindet, die seit kurzem die Berechtigung einer Realschule erlangt hat. An der Rentzelstraße liegt der sogenannte „Grindel-Friedhof“. Hier ruht einer der bekanntesten Hamburger Juden des 19. Jahrhunderts, Gabriel Riesser. Von bekannten Persönlichkeiten, die hier ihre letzte Ruhe fanden, seien noch folgende genannt: Chacham Isaak Bernays, ein eifriger Verfechter des ortho-

[Ende Spaltensatz]

[Beginn Spaltensatz]

doxen Judentums im Kampfe gegen die Reformbewegung, der Dichter und Bibelübersetzer Schalom Jakob Kohen, der Mäzen und Bibliophile Heiman Josef Michael, dessen Bibliothek nach Oxford verkauft wurde, der Dichter und Satiriker Moses Mendelssohn-Frankfurter und Betty Heine, die Mutter Heinrich Heines. Mittelpunkt des neuen jüdischen Zentrums ist die Synagoge der Deutsch-Israelitischen Gemeinde am Bornplatz. Ein imposantes Bauwerk, das in dem zu Beginn des Jahrhunderts üblich gewesenen Synagogenbaustile gehalten ist. An sie schließt sich das schöne Gebäude der Talmud-Thora-Realschule, der ältesten jüdischen höheren Lehranstalt Deutschlands. Der Ausbau dieser Anstalt zur Oberrealschule wird in kurzer Zeit beendet sein.

Die älteste Synagoge dieser Gegend ist in der Heinrich Barthstraße, deren Errichtung vor Verlegung des jüdischen Zentrums aus der Innenstadt erfolgte. Die Neue Dammtor-Synagoge in der Beneckestraße hat die Erbschaft einer ehemals am Jungfernstieg gelegenen Synagoge angetreten, für deren Begründung das Verlangen nach erbaulichen und mitreißenden Predigten den Anlaß gab. Beim Durchstreifen der Stadt begegnen wir noch der „Alten und Neuen Klaus“ und der „Jeschiwa“. In-

stitute, in denen Thorawissen in traditioneller Weise verbreitet wird.

Die Gemeinde stellte weiter für die starke ostjüdische Bevölkerung eine besondere Synagoge in der Kielortallee zur Verfügung, die als „dritte. Gemeinde-Synagoge“ gilt, und den religionsgeschichtlich vorgeschriebenen Ersatz für die zum Abbruch bestimmte Synagoge Kohlhöfen vorstellt. Weitere Bethäuser befinden sich in der Hoheluftchaussee, der Isestraße (sogen. Mendelssohn-Schul), ferner in Barmbeck (Gluckstraße), diese dem Synagogenverband angeschlossen, und am Steindamm. Erst vor kurzem wurde der Grundstein für den Neubau eines Tempels in der Oberstraße gelegt. Im Dienste des Judentums stehen auch zwei jüdische Privatschulen. Die Israel. Mädchenrealschule in der Bieberstraße und die Realschule des verstorbenen, verdienten Pädagogen und geistvollen Dichters Jakob Löwenberg. Der Jugend ist das Gemeindehaus in der Johnsallee gewidmet, in dessen Räumen ein Kindergarten, ein Kinderhort und Versammlungsräume für Jugendvereine untergebracht sind. Hier befindet sich auch die in kurzer Zeit aufgebaute wertvolle Bibliothek der Deutsch-Israelitischen Gemeinde. Das sozialpolitische Leben der Deutsch-Israelitischen Gemeinde konzentriert sich im Gemeindehaus an der Rothenbaumchaussee, wo Bureau- und Sitzungsräume der Gemeindeverwaltung untergebracht sind.

Trotz der zahlreichen jüdischen Vereine sind eigene jüdische Versammlungshäuser recht selten. Ein solches besitzt der Mekor Chajim am Grindelhof in nächster Nähe der Synagoge Bornplatz. Das repräsentative Heim der Logen in der Hartungstraße wurde in diesem Jahre verkauft, und vorläufig begnügen sich die drei hier befindlichen U. O. B. B. [Unabhängiger Orden Bne Brith] -Logen mit einer Mietwohnung als Versammlungslokal.

Eine Reihe von Wohltätigkeitsanstalten und Stiftungshäuser der Gemeinde befinden sich noch in der Nähe des heutigen jüdischen Zentrums, der Grindelallee. Von ihnen seien genannt das Altenhaus in der

Sedanstraße, das Pflegeheim in der Schäferkampsallee, das Daniel-Wormser-Haus in der Westerstraße, das Waisen-Institut am Papendamm, das Mädchen-Waisenhaus (Paulinenstift) am Laufgraben, die Oppenheimer und die Hertz-Stiftungen. Die Gemeinde unterhält ferner in dem idyllisch gelegenen Strandort Blankenese ein vorbildlich eingerichtetes Kindererholungsheim „Wilhelminenhöhe“.

Der neue Friedhof der Gemeinde liegt etwas außerhalb der Stadt in Ohlsdorf, im Anschluß an die gewaltigen Hamburger Gesamtfriedhofsanlagen. Er besitzt einen würdigen Hallenbau. Besonders bemerkenswert der Ehrenfriedhof für die jüdischen Gefallenen des Weltkrieges mit Ehrenmal. Ein weiterer Friedhof, der aus religiösen Bedenken von den Anhängern einer bestimmten orthodoxen Richtung angelegt wurde, befindet sich außerhalb des Hamburger Staatsgebietes in Langenfelde.

Das Wahrzeichen Hamburgs ist sein Hafen. Als in der Zeit vor dem Kriege sich aus Osteuropa ein Strom von jüdischen Auswanderern über Deutschland ergoß, die Amerika zum Ziele hatten, schiffte sich ein großer Teil von ihnen in Hamburg ein. Die Hamburger Juden organisierten einen umfassenden Hilfsdienst. Die Auswandererhallen und das Daniel-Wormser-Haus dienten dem Hilfsverein der deutschen Juden zur Versorgung seiner Glaubensbrüder. Seit diesem starken jüdischen Verkehr über den Ozean haben viele der Ozeanriesen der Schiffahrtsgesellschaften koschere Küchen an Bord. Nach einer hoffentlich bald erfolgten Gesundung der Weltwirtschaft und der dann zu erwartenden Aufhebung aller Einwanderungsbeschränkungen werden Hamburgs Juden wieder an vielen jüdischen Menschen ihre Bruderliebe beweisen können.

In ihrem Überseeheim auf der „Veddel“ unterhält die Hapag [Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Actien-Gesellschaft] auch eine jüdische Abteilung für jüdische Auswanderer, ausgestattet mit rituellen Speisemöglichkeiten und Synagoge; diese dient Auswanderern, welche

die amerikanische Gesetzgebung die begonnene Auswanderung unterbrechen ließ, zum jahrelang ausgedehnten Aufenthalt.

Martin Cohen

Empfohlene Zitation

Martin Cohens „Ein Streifzug durch die deutschen Großgemeinden von Hamburg“, Israelitisches Familienblatt 32 (1930), Nr. 47, vom 20.11.1930, veröffentlicht in: Jüdische Text-Architekturen, <<https://juedische-text-architekturen.online/quelle/jta:source-1>> [23.02.2025].